

Zeh weg, Ende gut Knochenkrebs-Operation: ein Erfahrungsbericht

Mit der Diagnose „Osteosarkom“ wurde I.M. bei Professor Dr. J. B. im Krankenhaus A. E. in Hamburg vorgestellt. Hier schreibt sie über ihre Erfahrungen rund um die Operation, nennt Misserfolge und freut sich über jeden kleinen Fortschritt.

„Knochenkrebs.“ Es war auf einer Party, als ich das Wort zum ersten Mal in den Mund nahm. Einer der Gäste hatte gefragt, warum ich das Bein hochlegen würde. „Nein, es war kein Skiunfall ...“ Bisher hatte ich diese Diagnose weit von mir geschoben. Da ließ sich der medizinische Fachausdruck doch besser verkraften: niedriggradiges, zentrales Osteosarkom im ersten Mittelfußknochen des rechten Fußes. Aber es war nicht zu leugnen, es war Knochenkrebs. „Der Tumor“, so sagte ich mir, „wird weggemacht, dann ist alles wieder gut!“

Nach einem langen Gespräch mit Professor B. dämmerte mir, was auf mich zukommen würde: Er wollte den ersten Mittelfußknochen samt Gewebe und Haut entfernen. Keine gute Prognose fürs Gehen. Daher wollte er im Anschluss einen Teil des Wadenbeins herausnehmen, das als neuer Mittelfußknochen herhalten sollte. Die hinzugezogenen plastischen Chirurgen sollten derweil das Gewebe und die Haut über dem Wadenbein herausoperieren und alles im Fuß wieder „anschießen“. Angst und Ausgeliefertsein stellten sich nach dem Gespräch ein. Ich versuchte mir zu sagen, dass nun ein Tief kommen und es dann nur noch aufwärts gehen würde. Aber so einfach war es nicht. 15 Stunden brauchten die Mediziner, bis sie mich „auseinandergenommen“ und wieder „geflickt“ hatten ...

Die Nacht nach der Operation war unruhig: Ich fühlte mich, als hätte ich zu viel getrunken. Sobald ich versuchte zu schlafen, zuckten grelle Blitze vor meinem inneren Auge, drehten sich flammende Kreise und hüpfen knallbunte Farbtupfer in der Dunkelheit. An Schlafen war nicht zu denken. Gegen Morgen ließ die Wirkung der Schmerzmittel nach und die Schwester spritzte neue Wirkstoffe. Bisher war es mir gut gegangen, nun merkte ich, wie die Übelkeit langsam zunahm, selbst Wasser kam sofort wieder hoch. Doch die Schwestern halfen weiter: Da oft die Schmerzmittel ein Grund für die Übelkeit sind, wurde das Medikament, das über eine Braunüle in meinen Körper lief, für kurze Zeit gestoppt und keine „Extra-Portionen“ verteilt. Schmerzen hatte ich trotzdem nicht und die Übelkeit nahm tatsächlich langsam ab!

Am Tag eins nach der Operation dachte ich, es gehe langsam bergauf, doch nachmittags kam der erste Einbruch: Drei Ärzte diskutierten, ob der transplantierte Lappen auch tatsächlich mit genügend Blut versorgt würde – oder ob sie mich nicht gleich wieder in den Operationssaal schieben sollten, um nachzubes-

sern ... Der Schock saß tief und wurde kaum besser, als mit einem Doppler-Gerät die Blutzirkulation im Fuß gut hörbar nachgewiesen werden konnte. Irgendwann reichte meine Kraft nicht mehr aus, die Narkosemittel, die ich noch im Körper hatte, taten ihr Übriges: Ich brach zusammen, konnte nur noch weinen und selbst das brachte keine Erholung. In kürzester Zeit kam eine Schwester mit einer Tablette zurück, die sie mir auf die Zunge legte. Nur Minuten später ging es mir besser, die dunklen Wolken hatten sich verzogen. Der Tag blieb abenteuerlich: Um die Durchblutung zu fördern, wurden Blutegel auf den Lappen und den Zeh gesetzt. Für die nächsten fünf Tage sollte ich nun nicht mehr allein sein. Dass das Blut in den Hautlappen lief, dokumentierten die Egel auf einfachste Weise: Schon nach kurzer Zeit fielen sie dick und vollgetrunken ab. Glücklicherweise blieben die meisten im Verband hängen, doch dann und wann verirrte sich ein Tierchen ans Fußende meines Bettes oder fiel auf den Boden, auf dem es eine blutige Spur durchs Zimmer hinterließ.

Am nächsten Tag kam das „Loch“ zurück: Ich fing an zu weinen, denn in normalen Zeiten beruhigt mich das. Doch dieses Mal konnte ich nicht aufhören. Auf einmal erinnerte ich mich daran, dass man für solche Schwierigkeiten die Schwestern und Pfleger rufen kann. Christian war schnell zur Stelle und half mit einer „Glückspille“ aus. Das Loch war weg, aber die Angst davor blieb ... Gab es als Hilfe nur Tabletten? Auf Nachfrage kam tatsächlich eine Psychologin vorbei. Wir sprachen nicht über meine Krankheit, sondern sie versuchte, mit mir zusammen einen Weg zu finden, um solche Löcher zu umgehen.

Stress machte dagegen mein Zeh, der während der Operation zu lange nicht durchblutet gewesen war: Trotz der vielen kleinen Helfer-Egel floss das Blut immer spärlicher, der Zeh wurde immer bläulicher und dunkler. Um die Amputation zu verhindern, versuchte ich krampfhaft, mich auf meinen Zeh zu konzentrieren, stellte mir vor, das Blut würde hineinfließen. Doch montags wurde es zur Gewissheit: „Der Zeh ist nicht mehr zu retten.“ Dieses Mal hatte ich mir eine Spinalanästhesie „ausgesucht“, also eine Rückenmarksnarkose. Eine gute Entscheidung, denn während der rund einstündigen OP unterhielt ich mich nett mit dem Anästhesisten. Doch Nebenwirkungen ließen nicht lange auf sich warten: Dröhnende Kopfschmerzen stellten sich ein. Leider erfuhr ich erst später, dass flaches Liegen dagegen hilft. Einen Lernprozess machte ich wieder einmal bei den Schmerzmitteln durch: Nach der Einnahme stieg die Übelkeit an und ebte erst später wieder ab. Planmäßig nahm ich die nächste Tablette, doch gegen Abend das gleiche Spiel ... Als ich nachrechnete, erkannte ich, dass sich die Zeiträume zwischen Einnahme, Übelkeit und Normalität glichen. Fazit: Dieses Schmerzmittel absetzen, produziert Übelkeit. Doch beim Entfernen des Zehs blieb es nicht: Bei der Operation wurde ein kleiner Teil der transplantierten Haut wieder entfernt, denn sie

war nicht genug durchblutet. Zurück blieb ein etwa fünf mal drei Zentimeter großes „Loch“ auf dem Fußrücken. Ich konnte gar nicht hinsehen, denn die offene Wunde sah furchtbar aus.

Woche drei brachte den ersehnten Aufschwung: Das „Lappen-training“ begann und ich durfte den Fuß zuerst fünf Minuten am Tag, am Ende der Woche eine halbe Stunde herunterhängen lassen. Die transplantierte Haut war einverstanden, blieb farblich im Normbereich, das Blut floss also auch gut wieder ab. Ein paar Tage später durfte ich nach Hause mit der Auflage, die Wunde jeden Tag auszuwaschen, um die Heilung zu verstärken. Transplantation erst in zwei Wochen – und das ambulant. Alles, was noch kommt, werde ich jetzt schon schaffen. Auch wenn der Professor mir gleich schon Terminvorschläge für die nächsten Vorsorgeuntersuchungen mit auf den Heimweg gegeben hat: Knochenszintigramm und Lungen-CT müssen in einem halben Jahr wieder sein. Die prozentuale Wahrscheinlichkeit, erneut Krebs zu bekommen, wird bei mir nie wieder auf null zurückgehen ...